

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 223.

Dienstag, 16. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Sehr wichtig, dachte Ofse spöttisch, die Ansehnlichkeit Thomas Mc Farlands zu unterstreichen!

„Du weißt, Pa und ich würden eine Verbindung zwischen Dir und ihm recht gerne sehen. Vater steht schon seit Jahren mit der Firma Farland in angenehmer Geschäftsverbindung, und eine Heirat würde eine Verschmelzung beider Werke bedeuten. Heute kann ich mit freierem Herzen darüber sprechen, da ich inzwischen Thomas Mc Farland kennengelernt habe. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß er in jeder Beziehung zu Dir paßt, und es ist recht bedauerlich, daß Du einer Begegnung mit ihm ausgewichen bist. Ich würde Dir gerne ein Bild von ihm beilegen, aber ich konnte keins aufreiben. Er sagte, daß er keine Zeit habe, sich vor einen Photographenapparat zu stellen. Um so anerkennenswerter von ihm ist es . . .“

Und jetzt kam das Allerbeste. Ofses Gesicht verfinsterte sich noch mehr, als sie weiterlas:

„ . . . daß er Zeit für Dich hat. Er tritt nächstens eine Europareise an, um die dortigen Filialen der Firma zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit will er Dich in Berlin aussuchen. Er tat da einen Auspruch, den ich sehr treffend fand: Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, dann kommt eben der Berg zum Propheten . . .“

„Sehr treffend!“ murmelte Ofse böse.

„ . . . Wir, Pa und ich, wünschen und hoffen, daß Du auf einen guten Empfang für ihn bedacht bist . . .“

Ofses Mund verzog sich. Der Brief zwischen ihren Händen wurde mißhandelt. Sie erhob sich mit einem Ruck.

„Einen guten Empfang will ich dem Herrn bereiten!“ stieß sie hervor. Sie trat an die Terrassenbrüstung, blickte zum graublau glänzenden Wasserstreif der Havel hinab und murmelte: „Ich werde ihn überhaupt nicht empfangen.“

Ofse war sehr aufgeregt. Ihre Eltern meinten es gewiß gut mit ihr, aber sie hätten ihr nicht auf diese Weise von Thomas Mc Farland sprechen dürfen. Das hatte ihr nicht gepaßt, daß Thomas Mc Farland von Detroit nach Pittsburg kommen sollte, um sie zu beschäftigen wie eine Ware, indes die Eltern mit erhobenen Händen und strahlenden Gesichtern schon im Hintergrund warteten, um den Segen zu geben. Genau so wenig wie Filip Kastor wollte sie sich in eine Ehe hineinkommandieren lassen. Vielleicht war Mc Farland ein ganz liebenswerter Mensch, aber die Art, wie man sie mit ihm verheiratet wollte, behagte ihr nicht. Und sie hatte die entsprechende Antwort gegeben, indem sie kurzerhand ihre Reise nach Europa antrat — genau wie Filip das Haus seiner Tante verlassen hatte. Und jetzt war sie entschlossen, Thomas Mc Farland noch weiter auszuweichen, wenn er in Berlin erschien.

Sie trat von der Brüstung zurück. Von da unten hatte ihr jemand zugewinkt: Theo Brandenburg, der Sohn von Dr. Ulrich Brandenburg, der sich an einem Motorboot zu schaffen machte. Der gehörte auch zu denen, die ihr nachstellten.

Mit erregten Schritten und mit trotzig gesenktem

Kinn ging sie zwischen den Blattpflanzen umher. Alle wollten etwas von ihr. Manchmal glaubte sie, die Männer zu verachten. Sie alle hatten keinen Stolz, keine Achtung, kein Ehrgefühl. Sobald sie einmal eine eigenartige und ungewöhnliche reizvolle Frau sah, die zufällig noch sehr viel Geld zu haben schien, benahmen sie sich ausförmlich und rücksichtslos. Ekelhaft war das. Sie konnte sich nicht im Theater, nicht in Gesellschaft, auf keinem Sportplatz zeigen, ohne daß sich ihr sofort ein Kometenschweif anhängte, ohne daß man ihr die Stunde mit den plattesten Schmeicheleien verdarb. Alles nur Männer — nirgends aber ein Mann! Ein wenig zu sehr hatte sie sich in diesen Abscheu gegen die Männer hineingefressen, das wußte sie selbst recht gut. Am liebsten hätte sie sich manchmal in eine völlige Einsamkeit zurückgezogen, um die verhassten Anbeter los zu werden.

Filip fiel ihr ein. Die Art, wie er sich bei ihr in Szene gesetzt, hatte sie mindestens erheitert. Er hatte ihr keine Geschmacklosigkeiten gesagt. Sein junges Gesicht mit der gewinnenden Herzlichkeit hatte sie erfreut, nicht beunruhigt. Filip Kastor war vielleicht noch nicht der Mann, aber er war der prächtige Junge, der gewiß keine niederträchtigen Hintergedanken hatte, und aus ihm konnte der Mann werden. Sie freute sich auf das Wiedersehen mit ihm.

Sie hörte Schritte und blieb stehen. Ihr Gesicht nahm den abweisenden Ausdruck an, der ihr fast schon zur Gewohnheit geworden war.

Theo Brandenburg betrat die Terrasse. Er sah gut aus, groß und gestählt, der Typ des modernen Sportmannes. Er hatte nur einen Fehler, gegen den er machtlos war: er war der Sohn eines reichen und ziemlich selbstherrlichen Vaters. Im Verlag bekleidete er die Oberaufsicht über das Wohl und Wehe des jüngsten Verlagskindes, des „Lebensweges“. Auf diesem Posten konnte er nicht viel verderben und auch nicht viel Gutes leisten. Es blieb ihm noch Zeit genug, sich für die etwas geringschätzig Behandlung von seiten seines Vaters zu entschädigen, indem er in der Berliner Gesellschaft bewies, daß er auch der Sohn eines reichen Mannes war.

Er machte natürlich seiner schönen Rufine den Hof.

„Störe ich dich, rätselhafte Ofse?“

Ofse sah ihn mit einem ganz verzweifeltsten Blick an. Sie drückte die Fingerspitzen gegen die Schläfen und stöhnte: „Was ist das nun wieder: rätselhafte Ofse! Theo, ich bitte dich . . .!“

„Paßt der Name nicht zu dir? Kein Mensch wird flug aus dir. Ich habe unten das neue Motorboot fahrfertig. Weißt du, was ich ihm für einen Namen gegeben habe?“

„Ofse, natürlich, Ofse . . .!“ murmelte sie ergeben.

„Ja, Ofse. Aber das macht anscheinend nicht den geringsten Eindruck auf dich.“ Theo Brandenburg schien verärgert.

„Doch, o doch! Es macht denselben Eindruck wie der Spruch, den du auf das Bild geschrieben hast: Du bist

die Schönste im ganzen Land! Ach . . .!" Sie blinzelte sich ratlos um und wollte in heller Aufregung davonstürzen. Aber Theo rief ihr nach: „Halt! Ich wollte dich fragen, ob du nicht mitfährst. Eine ganz kleine Fahrt nur. Ein paar nette Klubfreunde sind dabei.“

Osse drehte sich noch einmal um. Ihr Gesicht flammte: „Ich will keine netten Klubfreunde nicht. Ich kann sie nicht leiden. Meine Ruhe will ich. Ich will das fade Gerede nicht. Verstehst du?“ Sie sah ihn mit einem vernichtenden Blick an. Noch einmal stieß sie zornig hervor: „Meine Ruhe will ich!“ Damit verschwand sie.

Theo stand leicht verdorrt. Mit bedauerndem Gesichtsausdruck schüttelte er den Kopf. Er begriff sie nicht. Osse Sörelund war für ihn die komplizierteste und rätselhafteste Frau, die es gab. Dabei war Osse durchaus keine so schwierige Natur. Sie besaß im Grunde ein schlichtes und natürliches und sehr herbes Wesen. Ein solches Wesen brauchte wieder nichts anderes als Geradheit und verständnisvolle Zurückhaltung.

Flip begab sich doch nicht ganz in der zuversichtlichen Stimmung zu der Verabredung, die noch am Morgen seine Gedanken beschwingt hatte. Die Absage Henriette Hograchts wirkte in ihm noch nach, und er gestand sich, daß es ein bißchen viel von einer völlig unbekannten Dame verlangt war, sich ihm zur Ausführung einer Sache zur Verfügung zu stellen, die von seiner Tante als Lächerlichkeit bezeichnet worden war. Vielleicht würde er sich auch bei seiner Unbekannten eine Absage holen — wenn sie überhaupt kam. Kein Geld, keine Frau — da stürzte seine Idee zusammen, noch ehe er sie in Angriff genommen hatte.

Grietje wartete bereits am Haupteingang auf ihn. Auch sie war unruhig und ein wenig blaß. Wie auf Verabredung sprach zunächst keiner von ihnen über den Zweck, zu dem sie sich getroffen hatten. Absichtlich schlug Flip ein hummelndes Tempo an, er wollte Grietje gegenüber Ruhe und Überlegenheit vortäuschen, sich wollte er über das innere Unbehagen hinwegtäuschen.

Sie gelangten an den gefälligen Rundbau des Hauses der Frau. Als sie den schlichten Raum betraten, begann Flips Herz lebhafter zu klopfen. Grietjes Gesicht drückte schlecht verhehlte Neugier aus. Die kleinen Tische waren sämtlich besetzt, und zwischen ihnen suchten neu ankommende Gäste vergeblich Platz. Flip ließ die Augen umherwandern. Fast hätte er sich gewundert, wenn er das junge Gesicht seiner Unbekannten entdeckt haben würde.

Er hörte Grietjes Stimme: „Wenn sie nun nicht kommt? Armer Flip, dann mußt du mit mir vorlieb nehmen.“

Flips Unbehagen drückte sich jetzt offensichtlich aus. Er war auch vor Grietje bloßgestellt, wenn sie nicht kam. Plötzlich drehte er sich blitzschnell um, als habe ihn jemand gerufen. Sein Gesicht entspannte sich, strahlte auf. Mit den Ellenbogen drängte er sich rücksichtslos durch eine Gruppe hindurch und streckte beide Arme nach der schlanken Gestalt an der Drehtür.

„Da sind Sie!“ Seine Stimme schwang in heller Erregung.

Merklich kühler war Osses Gegengruß. Nur die eine der beiden vorgestreckten Hände wurde ergriffen, und sie sagte: „Hier gibt's anscheinend keinen Platz mehr. Haben Sie das Bild mitgebracht?“ So kühl und sachlich hatte sie gar nicht sein wollen. Auch sie freute sich über das Wiedersehen. Aber in ihr steckte nun einmal der Argwohn gegen die Männer, und der duldete nicht, daß sie ihr wahres Gefühl entfaltete.

In seiner ersten Freude merkte Flip gar nicht ihre Zurückhaltung. „Ja, ich habe natürlich das Bild mit“, sagte er. „Es ist fast das Wichtigste von allem. Aber außerdem habe ich etwas mitgebracht . . .“ Er wandte sich zu Grietje herum, die langsam gefolgt war und die Begegnung mit einem wunderlichen Gefühl beobachtet hatte. Er ergriff Grietje bei der Hand und zog sie wie ein Kind vor Osse: „Dies ist meine Kusine Grietje Hograht. — Ihren Namen weiß ich ja leider nicht.“

„Osse Sörelund.“

Die beiden Mädchen sahen sich mit jenem prüfenden Blick an, der Frauen eigen ist, die instinktiv vermuten, daß sie aus irgendeinem Grund vielleicht Rivalinnen

werden könnten. Dann gaben sie sich beide gleichzeitig die Hand.

Osse sagte mit einem offenen Lächeln, das Flip entzückte, weil er es noch nicht an ihr kannte: „Ich freue mich sehr, die Kusine dieses seltsamen jungen Mannes kennenzulernen.“

Auch Grietje lächelte: „Ja, seltsam ist er schon, der Flip.“

Flip hatte indessen nur Osse betrachtet. Die zweite Begegnung mit einer Frau ist die entscheidende, nicht die erste. In der Regel ist die Phantasie des Mannes sehr schnell bereit, den bei der ersten Begegnung gewonnenen Eindruck mit den glühendsten Farben weiter auszumalen, so daß ein Bild entsteht, das sich mit der Wirklichkeit nicht deckt. Flip stellte mit Begeisterung fest, daß Osse heute noch begehrenswerter aussah als gestern.

„Osse Sörelund . . .!“ sagte er jetzt, „das ist ein schöner Name. Er spricht sich wunderbar aus. Man müßte Vor- und Zunamen immer gemeinsam aussprechen.“ Als ob das nur eine nebensächliche Feststellung seinerseits wäre, fuhr er gleich fort: „Hier bleiben wir nicht. Ich schlage vor, wir fahren zum Functurmrestaurant hinauf.“ Dabei sagte er Osse schon unterm Ellbogen und schob sie leicht der Drehtür zu. Er war wieder oben auf. Osse war gekommen, und der Kurs seines Schiffes nahm eine glückliche Wendung.

Er ließ die beiden Mädchen nebeneinandergehen und hielt sich selbst mit kluger Taktik an Grietjes Seite. Die beiden sollten sich erst einmal miteinander befreunden. Er ahnte jetzt schon, daß er sie beide zu dem Wettbewerb brauchen würde, und legte Wert darauf, daß sie sich verstanden.

Grietje sagte: „Ich habe Sie schon mal gesehen. Draußen auf den Tennisplätzen im Grunewald. Sie waren dort eine stark umworbene Spielerin.“

Osse bestätigte das und fügte hinzu: „Leider habe ich immer nur Herren zu Partnern. Eine gute Partnerin wiegt ein Duzend Partner auf. Was mir hier in Berlin fehlt, ist eine gute Freundin.“

Flip hatte sofort ein: „Oh, gnädiges Fräulein, dann empfehle ich Ihnen Grietje. Grietje ist die beste Freundin, die Sie sich wünschen können, eine Seele von Mensch!“

Grietje lachte auf: „O Gott, Flip, du machst mich ja erröten. Schmeichelei ist etwas so Außergewöhnliches bei dir.“

Auch Osse lächelte: „Seien Sie froh, daß er nicht schmeichelt. Nichts ist widerlicher als ein Mann, der schmeichelt.“

Flip wollte sich das als Richtlinie merken. Etwas anderes fiel ihm plötzlich schwer aufs Herz: „Sie sind Ausländerin, gnädiges Fräulein? Sie sind nicht in Berlin anässig?“ Sehr viel hing von der Antwort ab. „Ich bin Amerikanerin. Ich bin auf Besuch seit zwei Monaten bei meinem Onkel.“

„Oh . . .!“ In Flips Gesicht stand Enttäuschung. „Dann verlassen Sie uns wohl bald wieder?“

Sie tröstete ihn: „O nein, lieber Flip Rastor, ich bleibe noch eine Weile hier.“ Und zu Grietje: „Ich will mir ganz Deutschland ansehen und bin jetzt noch nicht einmal über die Berliner Umgebung hinausgekommen?“

Flips Enttäuschung schwand im Handumdrehen. Er sah einen Weg nach seinem Ziel und sagte: „Dann habe ich die allerbeste Gelegenheit für Sie, das Versäumte nachzuholen.“

„Wirklich? Haben Sie so ein Reiseunternehmen?“ scherzte sie.

„Nein. Jedenfalls keines für die Allgemeinheit. Ich plane eine Rundreise für eine einzige Frau. Für eine Frau Ihrer Art. Das ist meine Idee, die ich Ihnen gestern andeutete.“

„Sie machen mich ja wirklich neugierig.“

Sie gelangten an den Turm. Als sie an den Fahrstuhl traten, legte Flip im Übermaß seiner Empfindungen einen Arm um Grietje und zog sie in zärtlicher Freundschaft an seine Seite. „Grietje, mein Mädchen . . .“ sagte er glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Das sonderbare Fräulein.

Stizze von Josef Windler.

Unter uns am See, in der Pension von Astona, wohnte ein 50 Jahre altes Fräulein, Signorina Astuli stand auf dem kleinen Messingstisch ihrer Etage. Diese Dame grüßte nie, schritt stets einsilbig die Treppe hinab in einem weiten grünen Schultertuch mit Franzen, wie wir es häufiger in Spanien gesehen hatten. Aber sie war eine Italienerin, die hier in der Schweiz in völliger Zurückgezogenheit lebte. Diese Eigenbrötelei jedoch erregte nirgends Verwunderung, da in Astona damals viele Künstler, Musiker, Maler, Dichter und sonstige eigentwillige Leute lebten. Man ließ jeden gewähren, solange er Väder und Schuster bezahlte. Zudem wogt hier schon ins Tessin die bunte Unbestimmtheit, die blühende Wildheit südländischen Lebens herein. Dies Sonderlingsdasein der Dame war es also nicht, was in unsern Gesprächen oftmals zu mehr oder minder neugierigen Bemerkungen Veranlassung gab, vielmehr ihre schier närrische Tierliebe, die sich in Füttern, Dressur oder Wartung zahlreicher Finken, Drosseln, Kanarienvögel nicht genug tun konnte. In mehreren großen Bauern hielt sie ihre Hedenbrut um sich versammelt, und nie vergesse ich den sonnigen Dezembertag, es war unmittelbar nach Weihnachten, als uns von ihrem geöffneten Balkon eine Wolke hellen Vogelgezwitschers entgegen schlug, bei der grauen Farblosigkeit der winterlichen Nebelöde, Gärten und Berge nicht anders, als brähe mit ungereiflicher Überraschung der volle Frühling plötzlich herein! Aber als wir, uns übers Geländer hinabbeugend, einige Krumen des Dankes streuen wollten, schlug Signorina Astuli in unmißverständlicher Abwehr frech klirrend das Fenster zu. Gedämpft, wie aus weiter Ferne, hörten wir die sonnenberaubten Tierchen nun weiter klingen.

„Gewiß hat sie unglückliche Liebschaften gehabt, einen bösen Verlust, irgend eine Schicksals Härte verbittert wohl ihr Gemüt“ — meinte meine Frau —, „sodas ihre Galligkeit keinem andern Menschen Mißfreude an den Finken gönnt.“

„Mag sein“, erwiderte ich, „laß mich mit der Person in Ruh!“ „Vielleicht aber war's nur übertriebene Fürsorge, die durch fremdes Futter ihre Lieblinge geschädigt glaubt?“ grübelte meine Frau weiter.

Als bald darauf wieder ein sonniger Tag schien, öffnete Signorina Astuli sperrweit beide Fenster, ließ aber nicht nur die Gardinen geschlossen, sondern zog auch noch die Stores dahinter zu, sodas die sofort im frischen Lufthauch auftrillernden Käfigtierchen vor jedem Anblick oder Zugriff gesichert blieben. Wir hörten hinter den doppelten Vorhängen gedämpft nur ihr flötendes, zirpendes, zimbelndes, trillerndes, schrillendes, verwirrend vielstimmiges Schnulchkonzert.

„Unbegreiflich, wie die Trulle ohne Kopfschmerz den ganzen Tag solch Vogel-Jazzband aushalten kann!“

„Vielleicht ist sie taub“, lenkte meine Frau wieder ein, „und ergötzt sich nur an Häpfen und Gefieder?“

Der dicke Hauswirt, den ich nunmehr ausfragte, schüttelte lachend die gesalbte Mähne: „Taub? Keine Spur, mein Herr!“ Ob sie sich denn mit der Fucht von Singvögeln nähre?

Ihr Onkel sei der Marchese von P., ihre Mutter besäße bei Verona ein Schloß — im Gegenteil. Einmal hätte eine Angorakatz sich hereingewagt und sieben Vögel den Kopf abgerissen. Seit dieser Zeit zahle die Dame für jede Kaze in der Nachbarschaft eine schöne Prämie, sodas man sie schon weidlich ausgenutzt habe. Es sei wirklich nur ein Sparten — und grinste: „Sie trägt die Vögel sogar auf dem Kopf!“

Nun beobachteten wir, wie das Fräulein am Sonntag in vollem Staat wirklich einen gefärbten ausgestopften Vogelbalg auf dem Hut trug. Und amüsierten uns.

Der Vogelgesang blieb gedämpft hinter den Fenstern.

Der Frühling kam. Der Silbersee gliberte, daß man in der Morgensonne nicht auf den Spiegel hinausschauen konnte und die Tapete von Wellenkringeln bligte. Jener zärtlich betauschende Duft, halb aus Apfelsinensüße oder Mandelblüte, halb aus Chianti und Olivenöl wie ein warmes Zuderwerk in allen Sinnen gemischt, erfüllte Gassen und Häuser. Aber die Nächte waren noch empfindlich kühl. Man konnte sich leicht erkälten vom jähem Klimawechsel.

Der Vogelgesang hing gedämpft hinter den Fenstern.

Unsere Hausbewohnerin hatten wir längere Zeit auch nicht gesehen. Nur die Käfige hatten, vollständig mit Luchern zugedeckt, einmal auf dem Balkon gestanden, wie verhällte Dienestöcke in praller Sonne. Traurig kam durch diese wollenen Decken das halb erstickte Gezwitscher. „Nein, sie ist keine Vogelfreundin, ein verwerfliches Frauenzimmer voll Tierquälerei. Mich wundert, daß sie ihren Lieblingen nicht die Augen mit der Stopfnadel aussticht, damit sie besser singen lernen!“

„Es ist Vorsorge gegen die Temperaturschwankungen“, widersprach meine Frau, „hör doch, wie schon alle Kehlen es ihr danken im Zimmer!“ Und wirklich, verwundert über so schönen Gesang, lauschten wir diesen halben Abend.

Am Morgen, früh erwachend, schien der Gesang sogar ver-

hört, weit herrlicher, ein vereinter Jubelchor. Gegen Mittag jubelten sie noch lauter, noch schmetternder, wir kanten. Der Gesang wuchs und wuchs. Wir kanten begaubert oft am Fenster. So wunderschön und überlaut hatten wir sie alle versammelt niemals singen gehört!

Und so blieb es die ganze Nacht, die ganze Nacht!

Am Morgen klingelten endlich mehrere Lieferanten, der Hauswirt pochte: „Signorina, Signorina!“ Alle ihre Vögel hinter der Tür jubilierten, jubilierten, jubilierten Antwort!

Und als man die Tür losbrach, lag das Fräulein tot ausgestreckt auf dem Bett — dieser überwältigende Gesang war ein verzweifelter Hungerchor.

Oder hatten sie, aus Rache, ihre Leiche so schön und laut besungen, nur um selber gerettet zu werden?

Der Schmetterlingsfänger.

Von Hanns Fischer-Hermannsburg.

Das Geheimnis, das sich um die Sage vom Rattenfänger von Hameln rankt, ist noch ungelöst. Vielleicht aber steckt doch irgend eine wahre Begebenheit hinter der so fabelhaft anmutenden Erzählung. Es liegen nämlich neuere einwandfreie Untersuchungen vor, die zu der geradezu unwahrscheinlich klingenden Behauptung berechtigen, es sei durch einen kleinen Kunstgriff möglich, ganze Schwärme von Schmetterlingen heranzuloden, also statt eines Rattenfängers ein Schmetterlingsherd hinter sich her zu ziehen. Aber dies ist eine solche Behauptung noch viel zu bescheiden; denn wer den Zauber kennt, für den ist es sehr leicht, bestimmte Schmetterlinge viele Kilometer weit heranzurufen. Und sie kommen; sie müssen kommen. Denn die stärkste Macht packt sie, zerrt sie, läßt sie nicht mehr los: die Macht der Liebe. Lächerlich dagegen die paar Millionen Volt oder Pferdekraft der Technik, mit deren Hilfe im wahrsten Sinne des Wortes kein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt werden kann, gehalten gegen die Großmacht der Liebe, mit der ich spielend meinen Falter über Meilenferne her an einen mir genehmen Ort zu zwingen vermag. Unfolgsamkeit? Gänzlich unmöglich. Machen wir den Versuch!

Um die Zeit des jungen Buchenlaubes gehen wir in den Wald, um die Stunde, da der Mittag das grüne Reich still werden läßt und die Vogelstimmen schweigen; denn nur dann läßt sich jener Schmetterling sehen, dessen seltsames Treiben wir kennen lernen wollen. Auch er hat seine Stunde wie alles Leben sonst, und es wäre nicht schwer, aus dem Auftauchen und Verschwinden der Tiere, aus dem Sichentfalten und Schließen der Blumen, aus Anfang und Ende des Vogelgesanges eine Walduhr zusammenzustellen, die recht genau „ginge“. Wir haben jetzt Mittag, und da ist im Buchenwalde die Stunde „Nagelfleder“; denn so heißt unser merkwürdiger oderfarbener und ziemlich großer Schmetterling, der um die heiße Tageszeit unruhig umherfliehet. Sein merkwürdiger Name geht auf die eigenartige Flügelzeichnung zurück, die einen blauviolettten, innen schwarzen Augenfleck darstellt; in die Mitte ist eine nagelähnliche, T-artige Zeichnung hineingemalt. All diese oderfarbenen Falter sind aber Männchen, die nur zu ihrer Stunde fliegen. Deswegen ist es ratlos, schon vor der Mittagszeit nach dem ganz anders aussehenden Weibchen zu suchen; denn gerade dieses brauchen wir, um unser Kunststück auszuführen. Nahe der Erde pflügt es an den Buchenstämmen zu liegen, und es gehört schon ein aufmerksames Auge dazu, es zu entdecken; denn seine Färbung ist der Buchenrinde täuschend angenähert.

Vorsichtig bergen wir das kleine Fräulein in einer mit Lustlöchern versehenen Schachtel und lassen, das Gefängnis neben uns, die Nagelfleder herankommen. Nun brauchen wir nicht mehr tatenlos im Moos zu liegen, sondern können die Schachtel in der Hand, unseren Spaziergang fortsetzen; denn schon erscheint ein Männchen, umgaulert uns, und ehe wir uns recht zu besinnen vermögen, sind vier, fünf, acht, zehn, zwanzig dieser keineswegs häufigen Schmetterlinge um uns. Alle Furcht vor dem Menschen scheint gewichen. Sie sitzen auf Arm und Hand und Schachtel; immer mehr werden ihrer; sie umschwärmen uns, und wie der Rattenfänger einst aus der Stadt auszog, so können wir in die Stadt zurückkehren, ohne von dem Schwarm verlassen zu werden, sofern wir nicht länger zum Rückweg gebrauchen, als die Nagelflederzeit dauert. Sobald diese verstrichen, ist es für diesen Tag mit dem Heranlocken vorbei. Es mühte wirklich wie ein Märchen wirken, wenn solch ein Schmetterlingsfänger, umgaulert von zahlreichen Faltern durch die Straßen von Dingsda schritte ..

Aber wie ist all das möglich? - Wittern die Männchen das sehnlichst begehrte Weibchen? Wiechen sie es? Oder wie finden sie zu ihm? Um die Antwort zu erleichtern, will ich das Erlebnis eines der berühmtesten Insektenforscher, des Franzosen Fabre, erzählen, der von seinen Beobachtungen derart überrascht war, daß er sie in mehreren umfangreichen Abhandlungen niederlegte. In seinem Laboratorium war ein Nachtpfauenaugenweibchen aus dem Nest geschlüpft. Ein Fenster des Arbeitszimmers stand offen. Kaum war der Schmetterling zwölf Stunden alt,

